

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Das sah sie ein und setzte sich schweigend. Aber sein Kommandoton verdroß sie. Als er ihr nachher gewandt in den Mantel half, sah sie brünnig seitwärts in sein unbekümmert frohes Gesicht. „Du bist noch grad' so wie früher,“ bemerkte sie statt Dankes, in einem Tone, der auch die leiseste Möglichkeit ausschloß, daß sie mit dieser Feststellung etwa eine Liebenswürdigkeit spenden wollte.

Er verstand das sehr richtig und lachte.

„Auch du hast dich nicht wesentlich verändert,“ versicherte er gutmütig.

„Nein. Netter bin ich jedenfalls nicht geworden. Dazu hatte ich auch keine Veranlassung. Wo hinaus geht's eigentlich? Geh, bitte voran.“

Nebeneinander schritten sie schweigend die Potsdamer Straße hinunter. Beide in Gedanken vertieft. Plötzlich sah Hans Imhoff auf:

„Weißt du, worüber ich nachdachte?“ fragte er heiter. „Ueber dich.“

Prompt kam die Antwort: „Da hättest du auch was Gescheiteres tun können!“

„Meinst du? Ich nicht! Ich habe schon eine wunderschöne Idee gehabt — einen Einsall, der dich und mich angeht.“

„Das wird was Schönes sein!“

„Was sehr Schönes! Wir fahren morgen früh zusammen auf einen ganzen Tag in unsere alte Heimat und frischen gemeinsam alte Erinnerungen auf!“

Marie blieb stehen.

„Du bist verrückt, Hans!“ stellte sie schneidig fest.

Er ließ sich nicht im geringsten stören. „Zwei Jugendfreunde, die sich nach zehn Jahren wiedersehen und eine Fahrt ins Land ihrer Jugend, in die Vergangenheit unternehmen!“ wiederholte er freudeseuchtend. „Das ist doch was — denke mal! So was erlebt man doch nicht alle Tage! Und es regnet nicht mehr — der Mond würde doch die Wolken brechen, wenn er heute nacht überhaupt schiene, ein paar gutherzige Sternchen machen sich bemerkbar: Wir bekommen morgen das herrlichste Wetter. Der beste Zug geht 9 Uhr 20. Ich hab' heute vormittag nachgesehen, weil ich schon halb und halb entschlossen war, einmal hinzufahren. 9 Uhr 20 vom Stettiner Bahnhof. Sei also, bitte, pünktlich da. Fahrkarten besorge ich. Wir treffen uns an der Sperre. Abgemacht!“

„Nichts ist abgemacht!“ rief Marie hitzig. Sie kam jetzt erst zu Worte. „Es fällt mir gar nicht ein, so Knall und Fall mit dir zu reisen! Das muß ich mir erst noch in aller Ruhe überlegen. Morgen muß ich mich übrigens erst nach meiner Handtasche umsehen.“

„Ach ja, richtig: die Handtasche!“ Hans blieb behaglich unter der nächsten Laterne stehen, sah der Verdrießlichen schmunzelnd ins Gesicht. „Die Handtasche hätte ich bald vergessen. Hast du da nicht auch den Schlüssel zur Haustür und zum Korridor deiner Pension drin?“

„Die Schlüssel! Himmel — ja — natürlich. — — Um alles in der Welt: wie komme ich nun ins Haus!“

„Gar nicht: du wirst heute nacht im Freien kampieren müssen oder auf der nächsten Voltzeitwache. Es sei denn — wenn du mir versprichst, morgen mit mir zu fahren, helfe ich dir ins Haus und Wohnung hinein. Sonst nicht. Also entscheide dich gefälligst etwas plöpflich.“

„Pah — wie kannst du mir denn hinein helfen. Ich muß versuchen, jemand herauszuklingeln.“

„Du, das tu lieber nicht — es könnte dir Unannehmlichkeiten zuziehen. Ich verspreche dir, daß ich dich hineinbringe, ohne daß du die geringste Scherezei hast. Ich gebe dir mein Wort, daß ich dazu imstande bin. Aber erst mußt du mir versprechen, morgen früh 9 Uhr 10 an der Bahnhofssperre zu stehen.“

„Du schrecklicher Mensch! Da ja — ich werde kommen. Ich fahre mit dir. Aber nun bring mich hinein. Und wenn ich eine Scheibe eindrücken und durchs Fenster steigen — oder eine Leiter bis zum vierten Stock hinaufklettern müßte.“

„So schwer will ich's dir gar nicht machen. Also — ich habe dein Versprechen, nicht wahr? Schön! Hier hast du deine Handtasche! Du hast sie nämlich auf die Erde fallen lassen, während ich dir im Theater in den Mantel half. Und da hat sie so lange in meiner Paletottasche gesteckt und sich da vermutlich äußerst wohl gefühlt.“

Die spärlichen Passanten der nächtlichen Straße erlebten in der nächsten Minute ein etwas sonderbares Schauspiel: Sie sahen eine Dame unter heftigem, stoßweisem Gelächter laut scheltend vor einer Haustür stehen, während sich ein junger Herr unter ebenso andauerndem Bachen schnellfüßig aus dem Bereich ihrer geballten Fäuste rettete.

2.

„Eigentlich hätte ich nicht kommen brauchen!“ begrüßte Marie den Jugendfreund am nächsten Morgen, Punkt 9.10 an der Sperre auf dem Stettiner Bahnhofe.

Er fuhr bei ihrer Anrede herum, er hatte nach einer anderen Richtung gesehen. Nach irgendeiner schwarzgekleideten Gestalt — lächerlich, daß er sie sich nur in Schwarz hatte vorstellen können! Das gut sitzende, hellgraue Reisekleid sah entschieden mehr nach Berlin als nach Treuenbrieken aus. Hans betrachtete sie kritisch. Gruß und Antwort verzögerten sich kaum merklich.

„Du hättest doch versprochen, zu kommen,“ sagte er zerspreut.

„Aber du hättest mir das Versprechen heimtückisch abgelüftet! Da galt's von Rechts wegen nicht.“

„Na, erlaube mal — ein Versprechen gilt immer! — Es ist übrigens furchtbar nett, daß du Wort gehalten hast.“

nett und — schlau. Das Wetter ist ausgesucht schön. Da steht unser Zug schon. Es ist nur noch recht, daß ich zweiter Klasse genommen habe? Wir sind ja Kapitalisten genug, um uns so eine vornehme Absonderung gönnen zu dürfen.“

Nun saßen sie sich wieder gegenüber wie am Abend vorher, und doch erschienen sie einander fremder im hellen Morgenlichte. Sie musterten sich gegenseitig neugierig. Dann platzte Hans heraus:

„Du bist hübscher geworden, als ich gedacht hatte, Marie!“

Sie blieb ganz kühl und unbefangen. „So? Komisch! Hast du denn überhaupt früher mal darüber nachgedacht? Ich nie!“

„Das glaube ich dir! Sehr vernünftig, daß du keine Trauer um Onkel Boldewitz trägst.“

„Er hat sich's expresse verboten: Mir's kurz vor seinem Tode von der Kritik aus bestellen lassen. Auch, daß ich nicht zu seinem Begräbnis kommen möchte. Warst du da?“

„Ich erhielt die Todesnachricht überhaupt erst vom Bericht nach der Testamentsöffnung. Der alte Mann tut mir leid.“

„Leid? Weshalb? Er war sehr mit sich und der Welt zufrieden — so gut er die auch kannte, merkwürdigerweise!“

„Verzeih — er kannte sie gar nicht gut. Er lebte ganz eingemauert in Ansichten und Grundsätzen, über die er kaum je mit der Nasenspitze hinwegguckte. Und von dem Allerbesten, was das Leben bietet, hatte er keinen Schimmer.“

„Was ist denn das?“

„Liebe geben und Liebe empfangen. Oder hat er, so lange wir denken können, je einem andern Menschen, hat er dir welche gezeigt? Hast du ihn lieb gehabt?“

„Liebe? O nein! Darauf sind wir beide nie gekommen!“

„Nun, siehst du — wie unnatürlich, wie widersinnig ist das! Der arme, alte Herr war wirklich sehr arm. Trotz des vielen Geldes, das er aufgehäuft — und uns hinterlassen hat, um sich an unserer spärlichen, posthumen Dankbarkeit genügen zu lassen. Anstatt daß er unsere Herzen bei Lebzeiten gewann. Junge Herzen sind doch so leicht zu gewinnen! Ein bißchen Güte, ein Wort Freude — und man hat's geschafft. Setzt philosophieren wir über unsern Wohlthäter, anstatt ihn zu beweinen! Darin steckt die tragische Unnatur.“

Sie schwiegen nun beide eine Weile. Hans Imhoff hätte gedankenvoll auf die vorbeistrende Landschaft, Marie sah ruhig abwechselnd ihn an und gleichfalls zum Fenster hinaus. Sie hatte in der letzten Zeit so viel erlebt. Eine Fülle von Gedanken, Zweifeln, Fragen überstürzte sich in ihrem sonst streng methodisch arbeitenden Geiste. Wenn hätte sie ihnen Ausdruck gegeben, sie kam nicht dazu; es war zu viel, sie zwang's nicht in geordnete Sätze. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie zunächst mit Hans abzurechnen habe — das war etwas Positives, Selbstverständliches; sie klammerte sich demnach daran in der hilflosen Verwirrung ihres Geistes. Sie öffnete die Handtasche, die sie heute fest im Schoße hielt, und zog ihr Geldtäschchen:

„Da! Nimm dir raus, was du für mich ausgelegt hast!“

Stotterte sie und reichte es abgewandt zu ihm hinüber. Er fuhr erstaunt, ja verblüfft, aus tiefem Nachsinnen empor — ein paar Augenblicke sah er sie ganz fassungslos an. Dann wurde er rot.

„Wie die Köchin ihrem Musketier, bevor sie Sonntags mit ihm 'ne Landpartie macht!“ scherzte er etwas gezwungen. „Du bist — einzig, Marie. Nun ja — gib nur her. Du hast ganz recht: Onkel Boldewitz hätte das auch so gemacht. Wer es geht wirklich nicht, daß du mir jede kleine Auslage einzeln zurückerstattest. Da — sieh her: ich nehme mir dies Zwanzigmarkstück heraus und verrechne auf unserer Rückfahrt mit dir — bist du's so zufrieden?“

Sie nickte stumm. Sie fühlte sich plötzlich bekommen — empfand dunkel ihre Ungeschicklichkeit und Hansens Mißfallen. Eine brennende Träne stieg ihr ins Auge. Er sah es und bog sich betroffen zu ihr:

„Was ist los? Hab' ich dich verlegt?“ fragte er sanft.

Sie wandte sich unter heftigem Kopfschütteln ganz dem Fenster zu.

„Nein — gar nicht — es ist gar nichts!“ stieß sie abgebrochen hervor. „Laß mich in Ruhe — ich — ich bin dünn.“

„Dünn nicht — nur ein bißchen aus den Augen!“ tröstete er erfrischend gütig. „Sei ruhig, alte Marie — das denken wir schon nach und nach wieder ein.“

Und er begann heiter und gleichmütig von ihrer Fahrt,

der Gegend draußen, dem Ziel ihrer Reise zu plaudern, und schien es ganz natürlich zu finden, daß der gute, schwarze Dickkopf — so nannte er sie innerlich — noch eine ganze Weile an die Scheibe gedrückt nach außen starrte und höchst einsilbig Wiberpart hielt. Sie war wirklich noch wie ein Kind. Merkwürdig unweß. Und war doch eigentlich nie ein Kind gewesen, solange sie den Jahren nach eins hätte sein können — sondern stets ein ernsthaftes, ehrpuffeliches Persönchen, voll Würde und unfählicher Schwerfälligkeit.

Sie mußte von dem allzu vielen Nachdenken über sich selber abgezogen werden. Das war ungesund, das machte egoistisch. Er hatte das an sich erprobt. Seit Jahren war ihm nicht so warm, so reich, so wohlthuend herzlich zumute gewesen, als gestern abend und heute früh, wo ein anderes Menschenschicksal seine Gedanken teilnahmsvoll beschäftigte, der Wunsch, einer anderen Seele zu helfen, in ihm lebendig ward.

„Wen kennst du eigentlich noch von früher her in der Heimat?“ fragte er nach längerem Schweigen.

Sie sah ihn müde an: „Ich weiß nicht — vielleicht fällt's mir ein, wenn wir da sein werden.“

„Verwandte hast du ja wohl gar nicht mehr — nicht wahr?“

„Nein. Keinen Menschen. Wenigstens weiß ich von niemand. Glücklicherweise nicht. Das wären ja doch nur ganz wildfremde Leute.“

„Wer — Freundinnen mußt du doch haben?“ fragte Hans vorsichtig tastend weiter.

„Ich hab' immer nur mit euch Jungens gespielt; Mädels fand ich gräßlich. Es mochte mich auch keine recht leiden. Das war ja auch ganz natürlich! Die alte Kamille sagte immer —“

„Die alte Kamille!“ rief Hans. „Ob die noch lebt, Marie? Nach der müssen wir uns sicher erkundigen! Deine alte Kinderfrau! Vor der hatten wir alle Furcht — Krumpas Drachen hieß sie. Du warst damals noch zu klein, du wirst dich gar nicht mehr auf sie besinnen können.“

„Und ob ich das tue!“ rief Marie entsetzt. „Sie ist das erste, was mir überhaupt vom Leben einfällt — mit ihrem brummigen, verhugelten Gesicht! Sie sah schon damals uralt aus. Sie hat, glaub' ich, immer uralt ausgesehen — und verschrumpelt — und schlechter Laune —“

„Das glaub' ich beinahe auch! Ich erinnere mich, daß ich einmal eine furchtbare Ohrfeige von ihr bekommen habe — ich mochte sieben oder acht Jahre alt gewesen sein — weil ich ihr ganz treuherzig versicherte, ihr Gesicht wäre so schwarz und schrumpelig wie eine Backpflaume. Sie fuhr dich damals jeden Tag im Kindertwagen spazieren, und wir Jungens bildeten dein Gefolge.“

„Das heißt: Ihr lieft hinterher, um die Alte zu ärgern. Das kann ich mir gut vorstellen. Mit eurer Angst wird's wohl nicht weit hergewesen sein. Eigentlich war sie überhaupt gutmütig, trotz Jankens und Brummens. Ich mag das sehr schnell herausbekommen haben, und mir ist jetzt zumute, als ob ich ihr auf der Nase herumgetanzt hätte.“

„Und darauf bestimmst du dich wirklich? Du warst doch noch ganz klein, als du zum Onkel kamst.“

„Und Onkel hatte die Alte nicht mit ins Haus nehmen wollen. Wer sie lauerte mir fast täglich auf, um mir brummend einen Apfel oder ein Stück Kuchen in die Hand zu drücken — oder ich mußte abends heimlich an das jeweilige Küchenfenster kommen, hinter dem sie grad' in Stellung war. — lange hat's ja niemand mit ihr ausgehalten — und mir Lederrien oder ein kleines Geschenk holen, was sie sich für mich abgespart hatte. — So ganz klein war ich eigentlich gar nicht mehr, als Vater starb: sieben Jahre! Da sieht und versteht ein Kind doch schon eine ganze Menge.“

Hans schwieg und sah zu Boden. Ob die arme Marie auch eine Ahnung davon hatte, was es mit dem jähen Tode ihres Vaters gewesen war? Wohl kaum — sie plauderte so fröhlich weiter, erging sich in taufend drolligen Erinnerungen. — Es war, als sei urplötzlich eine Schleiße in ihrem Kopfe, ihrem Herzen aufgezo-gen, seitdem der Name der mürrischen, alten Kinderfrau genannt worden war.

Ganz freudlos ist auch die ärmste Kindheit nicht — dachte Hans mit Mühsung; im Kinde steckt eine so uner-schöpfliche Fähigkeit zur Freude — und die Erinnerung ver-küßt auch trübe Jugend mit sonnengoldenen Lichtern!

Er redete nun nicht mehr viel. Er hörte teilnehmend zu, half ihr nur hier und da mit einem Einwurf, eher Zwischenfrage weiter.

Sie riefen beide gleichzeitig ganz erstaunt: „Schon?“ Als ihr Zug die kleine Station nahe der mecklenburgischen Grenze erreichte, an der sie umsteigen mußten. Trotzdem sie im behaglich zuckelnden Personenzuge wieder ein Weiteil für sich hatten, kam kein rechtes Gespräch mehr zustande. Marie vor allem war zu aufgeregert dazu. Sie keif von einem Fenster zum andern und machte Hans bald auf dies, bald auf jenes aufmerksam — sie kamen mit jeder Minute in bekanntere Gegenden. Hans folgte mit stiller Freude. Ihn zog's selbst immer mächtiger der alten Heimat zu.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag vor Ypern.

Im ersten Märzheft des von Freiherrn v. Grotthuß herausgegebenen „Lärners“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) finden wir folgenden Tagebuchauszug eines Bisfeldwebels, der jene Tage beredt und schriftlich, von denen es im Tagesbericht heißt: „Nichts Neues“.

Der Tag ist angebrochen. Langsam steigt die Sonne am Horizont in die Höhe. Die Nachtposten sind eingezogen und suchen freudig ihre Unterstände auf, um ihre angespannten Nerven etwas auszuruben. Auch mein Dienst ist beendet, und ich verjuche zu schlafen. Aber die Nerven sind noch zu sehr aufgeregert, und bald verlasse ich meinen Unterstand und geniesse im Graben die frische Morgenluft eines herrlichen Samstages. Hoch über mir ziehen unsere Flieger, durch die Beleuchtung der Sonne nur noch als glänzende Punkte erkennbar, ihre Kreise, begleitet von unzähligen kleinen, weißen Schrapnellwölkchen. Alles hebt sich klar und deutlich vom blauen Himmel ab und bietet einen materiellen Anblick. Dampf steigt der Knall der Abwehrgeschütze zu uns herüber, und ich verjuche durch den Beobachtungsbielgen den Stand der Batterie festzustellen. Kaum 500 Meter vor mir liegt Ypern, herrlich beleuchtet von der aufgehenden Sonne. Stumm und ernst stehen die Ruinen der Kathedrale, der Tuchhalle und des Jakobturmes da, stille Zeugen der furchtbaren Kämpfe, die hier stattgefunden haben. Vor ihnen, ungefähr 150 Meter von unserm Graben entfernt, kann man durch das hohe Gras gerade noch die Umrisse der englischen Stellung sehen. Die Abwehrgeschütze verjammern, und ich schleiche mich nach unserer Trichterstellung. Hier heißt es sich mit größter Vorsicht und möglichst lautlos bewegen; denn der feindliche Graben liegt knapp 25—30 Meter vor uns. Beim kleinsten Geräusch schaden die Engländer zum Graß einige Handgranaten herüber. Die Posten sehen in Wägen, die aus aufgesetzten Betonklöcken gebaut sind. Durch jede Schießscharte beobachte ich die feindliche Stellung. Alles ist ruhig und nichts regt sich drüben. Durch den schmalen Spalt einer Schießscharte kann ich gerade eine englische Schrapnellbrücke sehen. Doch halt! dicht daneben ist ein feindlicher Beobachtungsspiegel aufgestellt. Ich lasse mir vom Posten das Gewehr geben, lege an, zieme, und der Schuß kracht. Der Spiegel ist verschanden, die Kugel traf dicht überm Grabenrand. Als Antwort kommt eine Handgranate geflogen. Ein Knall — zu kurz. Vor unserer Stellung ist sie hingefallen. Eine zweite fliegt über uns weg in den Trichtersee. Eine Wasserfäule steigt in die Höhe dann ist alles wieder ruhig. Waffen, Bretter und sonstige Materialreste eines früheren Grabens schwimmen auf dem lehmigen Wasser umher. Das hier erfolgte Sprengung hat eine furchterliche Wirkung gehabt. Aber auch der übrige Abschnitt zwischen unserer ersten und zweiten Linie weiß manches Schreckliche zu berichten. Im weiten Umkreis kein Grasbalm, kein Baum, nur Ueberreste von Drahtverhauen, Holzstücke, feindliche Ausrichtungsräder und eine Unmenge von Blindgängern und Ausbläsern sind auf dem durchwühlten Felde zu sehen. Die Erde sieht aus, als würde hier jeden Tag ein unsichtbarer Riesenschlag seine umheimlichen Kräfte walten lassen. Und doch ist jetzt alles so ruhig und friedlich, weit und breit fällt kein Schuß, als ob den hier gefallenen und verschütteten Soldaten nun endlich ihre wohlverdiente Ruhe zukommen sollte. Nur das Surren unserer Flieger ruft gleich einer mahnenden Stimme zu uns herab: „Noch ist nicht Zeit zu ruhen, noch sind unsere Seiden nicht gerächt!“

Ich kehre zu meinem Unterstand zurück. Die Esenträger haben das Eisen und Post gebracht. Die Verpflegung ist gut und reichlich, und jeder läßt es sich wohlschmecken. Nach dem Essen lege ich mich schlafen, denn die kommende Nacht verlangt, wie jede andere, möglichst ausgeruhete Nerven, und gegen Abend „geht's doch wieder los“, so lautet der übliche Ausdruck bei uns. Und so war es auch. Plötzlich wache ich auf. Ein leichtes Beben geht durch die Erde, dann ein gewaltiger Knall und das Niederfallen von Erdstücken und Splintern ist zu hören. Eine Mine! Dann Schlag auf Schlag. Die Erde zittert und bebt, die Luft trönt von dem Schall der Explosionen, und ein grauer Pulverdampf senkt sich über unsern Graben. Mine auf Mine, Granaten aller Kaliber, durchmischt mit Schrapnells, heulen durch die Luft. Der Lärm wird immer toller. Der Unterstand gleicht einem Schiffelein auf sturmbelegter Flut; man kann sich nicht mehr verständigen. Ich strecke den Kopf zum Unterstand heraus, kann jedoch nichts sehen als Pulverdampf. Einige Erdbrocken fordern mich ziemlich unfaßlich auf, mich zurückzuziehen. Kaum bin ich betommen, da fängt der Unterstand an zu

beben, die Balken knirschen und ächzen, es war, als wäre ein Felsblock daraufgefallen. Mit verstörtem Gesichtern starren wir uns gegenseitig an, die Nerven sind aufs äußerste gespannt, jeder weiß: eine Mine! Jeden Augenblick muß die Explosion erfolgen, und dann . . . ! Ein kaltes Nieseln überläuft meinen Rücken. Wir warten und warten; lange, schreckliche Sekunden, die uns zur Ewigkeit werden, doch die 1 Meter dicke Schicht von Erde und Sandfäden, durchmischt mit Eisenstienen, bricht nicht auf uns herunter. Wir können's kaum fassen, und doch ist es so. Es war ein Blindgänger! Nach 2 1/2 Stunden läßt das Feuer nach und hört bald ganz auf. Wir springen aus dem Unterstande herans und richtig, oben darauf liegt eine eiserne Mine, die Mine, die uns diesmal noch mit dem Schrecken davonkommen ließ. Doch wie sieht der Schützengraben aus! Dem Boden gleichgemacht. Alles eingerissen, Brustwehren und Schulterwehren füllen den Graben und machen ihn unpassierbar. Die Dämmerung bricht herein. Die Nachtposten werden ausgeschickt. Verdrängten steigen auf, und nichts verdrät dem Gegner die Wirkung seines Feuers. Es wird feierhaft gearbeitet, um den Graben wieder herzustellen. Unsere Pioniere helfen uns, und bis Mitternacht ist alles ziemlich wieder in Ordnung. Warte, Engländer, unsere Artillerie wird dir dreifach vergelten, was du uns heute geschickt. —

So geht es beinahe Tag für Tag. Und in der Heimat liest man dann im Tagesbericht: „Nichts Neues.“

Beschaffung von Kartoffelpflanzgut.

Vielach wurde in den Zeitungen in letzter Zeit die Streckung des Kartoffelanzugs durch das sogenannte Stecklingsverfahren erwähnt. Es kann nicht verkannt werden, daß dieses Verfahren unter gewissen Umständen zur Streckung unserer Saatkartoffelvorräte wesentlich beizutragen vermag. Für den Großbetrieb ist die Verwertung dieses Verfahrens von vornherein natürlich gänzlich ausgeschlossen. Für gärtnerische Betriebe jedoch, wie für Landbesitzerinnen und Schrebergartenbesitzer, wird das Verfahren besonders dann noch angewendet werden können, wenn diejenigen, welche mit der Eigenart des Stecklingsverfahrens noch nicht vertraut sind, vorher rechtzeitig an einem kleinen Versuch die Stärke und Schwierigkeit herauszufinden versuchen, welche hiermit verbunden sind. Wir geben daher in nachstehendem die wichtigsten Anleitungen.

a) Frühkartoffeln.

(Sorten: Sechs Wochen, Sämeeflocken, frühe Rosen.)

Man breitet die für die Stecklingsanzucht bestimmten Saatkartoffeln im temperierten Raum (ohne sie zu bedecken) aus, läßt sie genügend abtrocknen und sortiert nach einigen Tagen die gesunden und gutes Keimvermögen zeigenden heraus, pilzkranke Kartoffeln werden entfernt, bei angefaulten Knollen schneidet man die Knospen fort, um die noch gesunden Augen der Kartoffelknolle mit zur Stecklingsanzucht zu verwenden. Die nicht brauchbaren Knollen können zum Teil zur menschlichen Nahrung, zum Teil als Viehfutter dienen.

Die brauchbaren Knollen werden nun ganz oder geteilt (zerfchnitten) in mit Erde gefüllte Holzkästen oder direkt im Gewächshaus in Erde gelegt und mit Erde bedeckt und bei einer Temperatur von 12 bis 15° Celsius der vollen Sonne ausgefetzt. (Der Beginn dieser Arbeiten richtet sich nach den späteren Anpflanzungsmöglichkeiten der Kartoffelpflanzen. Können oder sollen dieselben unter Glas herangezogen werden, so kann bereits Mitte bis Ende Januar begonnen werden; fürs Freie bestimmt, beginne man später.) Innerhalb 8 Tagen haben die Kartoffeln je nach Augenzahl 5 bis 8 Triebe oder mehr entwickelt. Sind diese Triebe 10 bis 15 cm lang geworden, haben also mehr als 6 Blätter entwickelt, beginnt das Sämeiden der Stecklinge und zwar derart, daß dieselben über den beiden unteren Blättern des Triebes glatt abgeschnitten und in mit sandiger Erde gefüllte Behälter (Vermehrungsbeet usw.) gesteckt werden mit der Schnittfläche nach unten. Die Bewurzelung der Stecklinge erfolgt innerhalb 8 Tagen. Die bewurzelten Stecklinge werden nun wieder entpfligt (ebenso die inzwischen ausgekeimten Seitenaugen des Muttertriebes an der Knolle, alle Stecklinge werden wieder gesteckt usw.) und in kleine 7 cm Töpfe oder sonstige billige Behälter gepflanzt und immer dem Sonnenlicht ausgefetzt in Frühbeetkästen oder sonst geeignete Räume bei 4 bis 5° Celsius Temperatur gesteckt, damit sie kurz und gedrungen bleiben. Durch mehrmaliges Entpfligen der Triebe erhält man nicht nur viel Stecklinge, sondern gute, buschige Pflanzen.

Wichtig ist, dafür bedacht zu sein, daß die über den Wurzeln sich zeigende Knöllchenbildung der jungen Kartoffeln, mit den Wurzeln nicht verfilzt, weshalb man zeitig genug die Pflanzen in 10 cm große und ganz frühe Pflanzen nochmals in 13 cm Töpfe verpflanzt, ohne die Wurzeln zu stören.

Auch die Knolle kann zum Schluß noch zur Pflanzung verwandt werden. Auf diese Art und Weise erhält man bis 50 und mehr Kartoffelpflanzen, von welchen jede einen Vollertrag liefert, ohne großen Anfall wie bei Saatkartoffeln. Es findet also nicht nur eine Steigerung der Saatmenge, sondern eine solche der Ernte statt. Ganz frühe Kartoffeln pflanze man unter Glas aus.

b) Mittelfrühe Kartoffeln:

(Sorten: Baufens Juli, Berle von Erfurt.)

Das Verfahren ist anfangs dasselbe wie bei der Frühkartoffelpflanzung, nur mit dem Unterschied, daß man hier später,

Anfang März, beginnt. Die Sonne hat schon größeren Einfluß und werden die bewurzelt und empfinden Stellung ins kalte Mistbeet unter Glas gebracht und hier anstatt in Töpfe gepflanzt, eingeschlagen und weiter behandelt (entspigt) und vor Frost geschützt. Die Auspflanzung erfolgt beizeiten und zwar mit Vorliebe auf gutem, gedüngtem Sandboden in südlicher Lage.

c) Spätkartoffeln:

Saatkartoffeln, im März im frostsicheren Schuppen oder Diele ausbreiten, noch Ausfortierung dicht an dicht im Mistbeet legen, mit Erde bedecken und mit Mastenstern abdecken. Die Triebe werden dem wie bei a und b entspigt und im Mistbeet oder sonst warm und hell (Tageslicht) zu haltendem Räume in sandiger Erde gesteckt.

Die bewurzelt Stellung im frostfreien, dem Tageslicht zugängigen Frühbeetlassen einschlagen (man kann auf 1 qm bis 400 Pflanzen unterbringen.) Sobald die Jahreszeit es erlaubt, erfolgt das Auspflanzen. (End Mai.) Es erfolgt dieses im Großbetrieb ohne jede Beeinträchtigung mittels Pflug (ähnlich wie die Steckrübenpflanzung).

Weitere Bedingungen für das Auspflanzen der Stedlingspflanzen.

Der Boden muß früh und gut bearbeitet sein.

Frühkartoffelpflanzen dürfen, wie auch die Saatkartoffeln, nur auf gutem Boden, auf dem schon in früheren Jahren Gemüse angebaut war und in warmer Lage gepflanzt werden. Im Schutz gegen Frost ist tiefes Anhäufeln nötig.

Die Pflanzen dürfen nicht zu früh ausgepflanzt werden, sie holen bei späterer Pflanzung und angewärmtem Boden die früher geernteten ein und bringen sichere und besondere Ernten.

Die Kartoffelpflanzen bringen im Vergleich zu den Saatkartoffeln 4 Wochen früher Ernten; sie dürfen nicht zu hoch gepflanzt werden.

Mittelfrühe und späte Sorten bringen die besten Ernten.

Frühforten können enger als Spätkartoffeln gepflanzt werden.

Im allgemeinen stellen die Kartoffelpflanzen dieselben Ansprüche an den Boden wie die Kartoffelkollen. Warmer, trockner, sandiger, leichter Boden, der mittels Pflug oder Spaten rechtzeitig bearbeitet und gut gedüngt ist, sagt beiden am meisten zu.

Champignonzucht im Haushalt.

Selbstgezüchtete Champignons! Welch lockende Aussicht für die Hausfrau, welche Bereicherung des Speisezettels! Für den Anbau von Champignons sind, wie wir einem Beitrag der bekannten praktischen Frauenzeitschrift „Das Blatt gehört der Hausfrau“ entnehmen, nicht unbedingt große Kellereien erforderlich. Um den Bedarf des eigenen Haushalts zu decken, genügt die Zucht in einer Kiste, einem Faß oder auf Wandbrettern in einem kleinen Raum des Hausstellers, im Badezimmer, in unterirdischen Zentralheizungsanlagen, hinter der Treppe oder im Pferdestall. Die erforderliche Pilzbrut ist in Groß-Gärtereien erhältlich, die ihren Sendungen eine Anleitung zur Anlage der Zucht beifügen.

Die Grundbedingungen für erfolgreiche Anzucht sind: trockener, zugfreier Raum, der eine ständige Temperatur von nicht unter 12 Grad Celsius aufzuweisen hat, und der von Mäusen, Ratten, Kellerasseln und Schnecken freizuhalten ist. Als Hauptgrundlage gilt: Stroh-Pferdebedung, der, aus dem Stall gebracht, von Urnat und trockenem Stroh gesäubert, auf einen Haufen geschüttet und alle zwei Tage umgekehrt werden muß. Die Umsehung muß unter einem Dach geschehen, oder, wenn dies nicht möglich ist, so muß der Haufen nach der Umsehung bedeckt werden, damit weder Regen noch Sonneneinstrahlung einwirken können. Das Umsehen selbst geschieht in der Weise, daß die äußeren Teile immer nach innen zu liegen kommen. Nach der Umsehung wird der Dunghaufen leicht mit Düngergips überstreut, um das Ammoniak, das zum Wachstum der Pilze notwendig ist, zu binden. Auf diese Weise wird der Dung etwa 12-14 Tage alle zwei Tage behandelt, bis er mürbe, mild und speditig geworden ist. Graugebrannter Dünger eignet sich nicht zur Pilzzucht. Stark erhiteter Dünger ist schließlich leicht mit kaltem Wasser zu überbrauen.

Die Anlage der Fässer, Kisten, Wandbretter usw. erfordert: Anfahren und Einfüllen des Düngers, Feststampfen bis zu einer Höhe von 40-50 Zentimeter, gleichmäßiges Festdrücken mit einem Brettchen, Bodenthermometer in den Dung einschicken und ihn bedecken. Der Dung wird sich nun nochmals erhitzen und erst nach 8-10 Tagen geht die Temperatur zurück.

Das Einlegen der Brut kann geschehen, sobald das Thermometer eine Temperatur von weniger als 30 Grad zeigt. Es werden eigroße Stücke von dem Brutstein abgehoben, bzw. der loien Brut entnommen und in einer Entfernung von 20 Zentimeter in Dreiecksform in die mit der linken Hand leicht aufgehobene Düngerschicht eingeschoben, die wieder festzudrücken ist. Innerhalb vierzehn Tagen wird die Brut ringförmig durchbrechen und sich an der Oberfläche schimmelartig zeigen. Nun wird die Oberfläche des Dinges leicht mit Gartenerde, die man für die Wintermonate geschützt unterbringen muß, überstreut. Dieses Verfahren wird dann täglich notwendig, bis sich an der Oberfläche kleine Champignons zeigen.

Das Ernten: Fünf bis sechs Tage nach dem Erscheinen der Pilze wird man beginnen können, kräftige, gesunde Pilze für die

Pilze vorsichtig abzudrehen (nicht abzuschneiden!). Die Ernte wird sich bei sorgfältig angelegten Beeten dann etwa vier Monate lang immer wiederholen und ein leichtes Ueberstreuen mit Erde, vielleicht noch einmal, wird genügen.

Sicherheit.

Das Bild als Verleumder. Bemerkungen zur Technik der Völkerverheerung. Von Ferdinand Avenarius. Mit 72 Abbildungen. Volksausgabe, 75 Pfg. München, Georg D. W. Callwey. — Von dieser schon früher von uns warm empfohlenen, höchst verdienstvollen Aufklärungsschrift liegt jetzt eine ungekürzte billige Ausgabe vor, die wohl noch ausgedehntere Verbreitung als die ursprüngliche Ausgabe finden wird. Noch immer spricht dieser reiche Anschauungsstoff als unwiderlegliches Beweismaterial für den Eigenfeldzug unserer Feinde mit einer überzeugenden Wahrheit, die durch nichts verdeckt und weggeleugnet werden kann. Das Buch eignet sich deshalb vor allem vorzüglich zur Verbreitung im neutralen Ausland, um dort den durch die strupellosen Lügen und Fälschungen unserer Feinde entlandenen falschen Anschauungen kräftig entgegenzuwirken. Allen denen, die persönliche oder geschäftliche Beziehungen zum neutralen Ausland haben, kann nicht eindringlich genug die reichliche Besetzung der Schrift nahegelegt werden. Aber auch an den Fronten bei unseren Feldgrauen kann sie mächtig fördernd wirken durch die Bekämpfung unserer Laperen im zähesten Kampf gegen einen Feind, dem kein Kampfmittel schmutzig und nieder genug ist, um dem ohnmächtigen Paß gegen unbesiegbare Gegner Ausdruck zu geben.

„Deutsches Volkstum“, Monatschrift für das Kunst- und Geistesleben, nennt sich mit Beginn des 19. Jahrganges diese bisher unter dem Titel „Mühne und Welt“ herausgegebene Zeitschrift.

In den drei Jahren, da „Mühne und Welt“ unter Wilhelm Kiefers Leitung steht, hat sie sich von einem Theaterfachblatt zu dem führenden Organ der nationalen Kunst- und Geistesbewegung entwickelt und zählt heute die namhaftesten Persönlichkeiten, Männer wie Houston Stewart Chamberlain, Rudolf Eucken, Friedrich Dienhard, Hans Thoma und U. v. Wilamowitz-Moellendorf zu ihren Mitarbeitern. Mit dem neuen Jahrgange 1917 sind ganz erhebliche Erweiterungen vorgesehen. Die Gebiete des geistigen Lebens, des Schrifttums, des Theaters, der Musik und der bildenden Kunst werden in jedem Heft vertreten sein.

Das schon erdichene Januar-Februar-Doppelheft wird mit einer überaus bedeutungsvollen Abhandlung des bekannten Romanschriftstellers Emil Sandt eröffnet. In tiefgründiger Weise stellt diese „Ararat“ betitelte Arbeit, eine vernichtende Abrechnung mit dem heutigen England dar.

Wir empfehlen die Anschaffung dieses Doppelheftes, das zum Preise von 1,20 Mk. in jeder Buchhandlung zu beziehen ist, dringend; es wird ein klares Bild von den Bestrebungen dieses bedeutsamen Organs geben.

Der Vogel Tolidan. Neun Novellen von Heinz Wolfgang Seidel. Verlag G. Grote, Berlin.

Selten findet man in unserer hastenden Zeit, die im Zeichen der Werke der Minute steht, noch Schriftsteller mit jener breiten Behaglichkeit des Erzählens, einer Behaglichkeit, die nicht langweilig ist, sondern im Stil liegt. Zu ihnen gehört Seidel. In einer der vorliegenden Novellen erzählt er von einem Manne, der in den Bohmungen von Leuten, die er nur oberflächlich kennt, auf eine eigentümliche Weise die Kinderstube herauszufinden weiß, etwa so, wie ein anderer die Gabe besitzt, in jedem Walde die Erdbeerstellen zu entdecken. So könnte man von ihm sagen, daß er es meisterhaft versteht, jene Stellen in unserer Dertzen aufzufinden, wohin sich unser seeliger Kinderglaube gerettet hat, um in seltenen Augenblicken wieder hervorzubrechen. Seidels Buch ist ein Gegenstoß gegen die nervöse Ueberreizung dieses Jahrhunderts, eine neue Romantik mit neuem Stil.

Rätsel.

Die daheim.

Freilich, Nachbar, im Wirtshaus dort
Bei dem großen Rätselwort
Läßt sich trefflich kritisieren,
Wie man die Truppen zum Sieg muß führen.
Aber wirf nur ein Fetken ins Wort,
Anderß klingt der Ton sofort,
Wärst du dabei, wo das Wort dann brüllt,
Wärst du von andern Ideen erfüllt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer:

- 1. Wan. — 2. Samoa. — 3. Lineal. — 4. Eisenetz. — 5. Jämena. — 6. Hamlet. — 7. Diana. — 8. Sarah. — 9. Eger. — 10. Juoz. — 11. Unversum. — 12. Venezuela. — 13. Lorte. — 14. Ringwall. — 15. Antiochien. — 16. Dante. — Don Carlos 1. Akt 3. Szene: „Uns Alle zieht das Herz zum Vaterlande“.